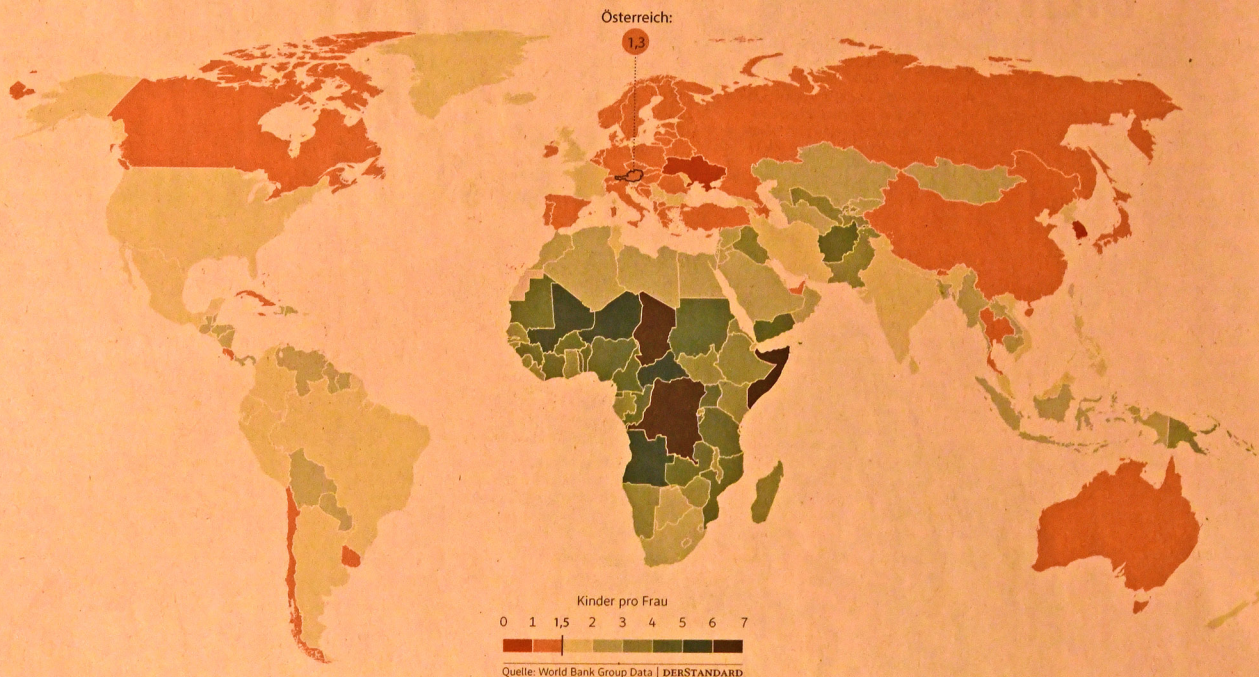


Eine Geburtenrate von 1,5 gilt bei vielen Experten inzwischen als Wert für stabile Verhältnisse

Fertilitätsrate weltweit (Stand: 2025)



Zukunft ohne Kinder?

Der Trend zu immer weniger Kindern verändert den Arbeitsmarkt, das Sozialsystem und die Gesellschaft nachhaltig. Wie könnte Österreich im Jahr 2050 aussehen, wenn sich die Entwicklung fortsetzt?

Nicolas Dworak, Gudrun Springer, Tanja Traxler

Babys, wohin man blickt: Egal ob alt oder jung, Mann oder Frau – kaum jemand in diesem Raum, der kein Baby auf dem Arm hat. Andere liegen auf dem Boden, krabbeln über Podeste, werden gewickelt oder in Kinderwagen geschoben. Und doch bleibt es erstaunlich still. Denn keines dieser Kinder ist echt. Es sind täuschend echte Puppen, gefertigt in Größe, Gewicht und Aussehen von Neugeborenen. Willkommen im japanischen Pavillon der kürzlich eröffneten Biennale in Venedig.

Mit seiner Installation trifft der queere Künstler Ei Arakawa-Nash einen Nerv. Während die Ausstellung das Bild einer Gesellschaft vollere Kinder inszeniert, entwickelt sich die Realität vieler Industrieländer in die entgegengesetzte Richtung. Weltweit sinken die Geburtenraten, besonders deutlich zeigt sich dieser Trend in Ostasien und Europa. Japan gilt seit Jahrzehnten als Vorreiter: Die Zahl der Geburten befindet sich dort auf einem historischen Tiefstand, die Bevölkerung schrumpft, und die Sorge um die langfristigen Folgen für Wirtschaft und Sozialsysteme prägt politische Debatten.

Auch in Österreich werden weniger Kinder geboren. Neue Daten des Instituts für Demografie der Österreichischen Akademie der Wissen-

schaften zeigen, dass die Fertilität weiterhin rückläufig ist. Der pandemiebedingte Einbruch der Geburtenzahlen erwies sich zunächst als vorübergehend. Doch Inflation, wirtschaftliche Unsicherheit und geopolitische Krisen haben den Trend weiter verstärkt. Der Fertilitätsindikator sank von 1,7 Kindern pro Frau im Jahr 2016 auf weniger als 1,5 Kinder im Jahr 2024.

Schrumpfende Bevölkerung

Nach Angaben der Vereinten Nationen leben bereits 28 Prozent der Menschen in Staaten mit schrumpfender Bevölkerung – darunter so unterschiedliche Länder wie China, Deutschland, Russland, Südkorea oder Österreich.

Warum die Geburtenraten derzeit in so vielen Ländern gleichzeitig sinken, lässt sich laut Eva Beaujouan, Direktorin des Wittgenstein-Zentrums für Demografie, nicht auf einen einzelnen Faktor zurückführen. Ein wichtiger Grund sei die Verschiebung der Familiengründung in höhere Lebensalter. Wer später damit beginnt, bekommt häufig weniger Kinder. Gleichzeitig hätten sich die gesellschaftlichen Erwartungen an Elternschaft verändert. Die Ansprüche, „perfekte Eltern“ zu sein, stünden oft im Konflikt mit beruflichen Anforderungen. „Manche Menschen entscheiden sich für eines von beidem, weil der Druck

einfach zu groß ist“, sagt die Demografin.

Die Folgen des Geburtenrückgangs verändern zunehmend den Arbeitsmarkt. Laut Prognosen wird die Zahl der Menschen im erwerbsfähigen Alter zwischen 15 und 64 Jahren in Österreich bis 2050 um rund 365.000 Personen sinken. Gleichzeitig wächst die Zahl der über 65-Jährigen um mehr als 700.000 Menschen. Vereinfacht gesagt: Immer weniger Erwerbstätige müssen den Wohlstand und die sozialen Sicherungssysteme für immer mehr Menschen finanzieren.

Ohne Zuwanderung wäre dieser Wandel längst deutlich spürbar. Dennoch rechnen Prognosen, selbst unter den derzeitigen Annahmen, bis zur Mitte des Jahrhunderts mit einer Lücke von rund 121.000 Erwerbspersonen. Besonders betroffen dürften viele Bundesländer abseits von Wien sein. Während die Hauptstadt aufgrund von Zuwanderung weiter wächst, wird das Arbeitskräfteangebot in Kärnten oder im Burgenland laut Berechnungen des Arbeitsmarktservice um mehr als zwölf Prozent zurückgehen.

Hinzu kommt ein strukturelles Problem: Mit dem Ausscheiden der Babyboomer-Generation gehen vor allem Fachkräfte in klassischen Lehrberufen verloren. Das Arbeitsmarktservice warnt bereits vor einem „strukturell bedingten Fach-

kräftemangel“. Besonders betroffen sind Handwerk, technische Berufe und andere systemrelevante Bereiche. Einer Studie zufolge könnte allein bis 2029 eine Lücke von 51.000 Arbeitskräften in Lehr- und Mangelberufen entstehen.

Der Wiener Wirtschaftsforscher Thomas Url sieht deshalb weniger die Bevölkerungszahl allein als Problem. „Das Matchmaking ist das größere Problem als die Kopfzahl“, sagt er. Entscheidend sei, ob vorhandene Arbeitskräfte dort eingesetzt werden können, wo sie gebraucht werden. Gleichzeitig verweist er auf das Potenzial technologischer Veränderungen. „Wissensorientierte Berufe können eher durch Künstliche Intelligenz ersetzt werden“, sagt Url.

Gesundheit unter Druck

Wie die wirtschaftlichen Folgen tatsächlich ausfallen werden, hängt von mehreren Faktoren ab: von der Zuwanderung, der Erwerbsbeteiligung älterer Menschen und Frauen, von Umschulungen – und nicht zuletzt von der Produktivität. Gelingt es, mit technologischen Innovationen mehr Wertschöpfung pro Arbeitsstunde zu erzielen, könnte ein Teil des demografischen Gegenwinds abgemildert werden. Bleibt die Produktivität hingegen schwach, geraten Wachstum, Staatsfinanzen und Sozialsysteme ins Wanken.

Besonders unter Druck steht das Gesundheitssystem. Hier steht eine sinkende Zahl an Arbeitskräften steigender Nachfrage gegenüber. Wenn man die aktuelle Versorgungssituation aufrechterhalten will, entsteht nach Berechnungen der Gesundheit Österreich bis 2050 ein Bedarf an neuen 200.000 Pflegekräften.

Um gegenzulenken, seien viele Hebel zu betätigen, sagt Herwig Ostermann von der Gesundheit Österreich. Zum Beispiel müssten viel mehr Anstrengungen in Gesundheitsförderung und Prävention gehen. Und wer in einem Gesundheitsberuf tätig ist, müsse langfristig im Beruf gehalten werden können. Der Import von Arbeitskräften allein werde nicht reichen, zumal die Konkurrenz enorm sei, sagt Ostermann. „Niedrige Geburtenraten sind ein globales Phänomen, um die Arbeitskräfte stellt sich die ganze Welt an.“

Wie steht es, ohne Nachwuchs, aber um die Pflege durch Angehörige? Die OSZE geht davon aus, dass sich die Anzahl der potenziellen pflegenden Angehörigen in den nächsten 30 Jahren halbieren wird. Derzeit sind rund 900.000 Menschen in Österreich daran beteiligt. „Die Pflege durch Angehörige funktioniert nur, wenn ausreichend Kinder in räumlicher Nähe vorhanden sind, die genügend Zeitressourcen und die Bereitschaft mitbringen, Pflege zu übernehmen“, sagt Martin

Nagl-Cupal vom Institut für Pflegewissenschaft an der Uni Wien.

Es werde einen weiteren Ausbau mobiler Dienste und professioneller Unterstützung brauchen, um das Niveau zu halten. Nagl-Cupal vermutet, dass in der Zukunft nicht mehr eine Person aus der Familie die Pflege hauptsächlich stemmen wird, sondern dass es kleine Versorgungsnetzwerke geben werde.

„Grey-hair democracy“

Auch international wird intensiv darüber diskutiert, wie stark niedrige Geburtenraten Wirtschaft und Gesellschaft tatsächlich herausfordern. Die zentrale Frage lautet: Wie beunruhigend ist eine niedrige Geburtenrate tatsächlich für die Gesellschaft? Der ehemalige Gouverneur der japanischen Zentralbank, Masaaki Shirakawa, hat in dieser Frage im Laufe der Jahre eine Kehrtwende vollzogen, wie er kürzlich im *Economist* darlegte. Lange vertrat er die optimistische Auffassung, dass Produktivität und technischer Fortschritt eine kleinere Erwerbsbevölkerung problemlos kompensieren werden. Heute bezweifelt er das.

Ein Grund für seine Skepsis liegt in einer Entwicklung, die im englischsprachigen Raum als „grey-hair democracy“ bezeichnet wird, also gewissermaßen die „Demokratie der grauen Haare“. Gemeint ist damit der Einfluss von älteren Wählerinnen und Wählern auf das Wahlverhalten. Naturgemäß bevorzugen sie tendenziell staatliche Ausgaben, von denen sie unmittelbar profitieren, gegenüber Investitionen, deren Nutzen sich erst langfristig zeigt, wie in Forschung und Hochschulbildung.

Zugleich verlangsame eine alternde Gesellschaft die Einführung neuer Technologien. „Mit neuen digitalen Geräten und neuen Möglichkeiten konfrontiert, Dinge zu erledigen, stehen ältere Menschen vor größeren technischen und psychologischen Herausforderungen als junge“, sagt Shirakawa.

Für die Demografin Beaujouan ist die sinkende Geburtenrate per se weder positiv noch negativ konnotiert, sondern schlicht eine demografische Realität. „Es liegt an uns, ob wir daraus eine Krise machen oder ob wir handeln.“ Und selbst eine Fertilitätsrate von 1,4 oder 1,5 Kindern pro Frau sei „wirtschaftlich durchaus zu bewältigen“, sagt Beaujouan.

Soziale Spannungen

Niemand wisse, was in Zukunft sein werde, mahnt Sozialrechtler Wolfgang Mazal zur Vorsicht bei Prognosen. Wenn sich aber der Trend der Alterung fortsetze, „wird Österreich grauer und leiser, weniger dynamisch und weniger innovativ“. Wenn die Gesellschaft zu einer Dienstleistungsgesellschaft werde und keine industriellen Innovationen mehr hervorbringe, werde vieles nicht mehr finanzierbar sein. „Dann sind auch soziale Spannungen möglich“, sagt Mazal. Den Generationenvertrag (jetzt Erwerbstätige zahlen durch ihre Beiträge die Pensionen der aktuellen Pensionisten) habe seine Generation gebrochen. Mazal gehört den Babyboomern an, die um ein Drittel weniger Kinder bekommen haben als die Generation vor ihnen.

Dem oft angeführten Argument, dass man sich heutzutage kein Kind mehr leisten könne, widerspricht Mazal. Der Staat zahle bis zum 18. Lebensjahr Transferleistungen von mindestens 82.000 Euro, da kämen Kinderbetreuungsplätze und Schulbildung noch on top.

Österreich ist jedenfalls in allen Regionen vom demografischen Wandel betroffen. Im ländlichen Raum verschärfe sich die Situation aber, weil Junge in Städte abwandern

und der Zuzug aus dem Ausland stärker dorthin erfolgt, sagt Elisabeth Gruber, Humangeografin an der Uni Innsbruck. Wenn sich Investitionen in Infrastruktur für Kinder und Familien, etwa Kindergärten und Schulen, für Gemeinden nicht mehr lohnen, beschleunige das den Trend.

In Ortschaften mit vielen betagten Bewohnerinnen und Bewohnern brauche es möglichst kurze, barrierefreie Alltagswege. Ein großes Thema sei auch die Vereinsamung. Wichtig seien also Begegnungsorte – „das kann auch ein einfaches Bankerl sein“. Oft scheitere das Hinausgehen aber an den Stufen des eigenen Hauses. Die Umzugsbereitschaft aus dem zu groß gewordenen, gewohnten Einfamilienhaus in eine kleinere Wohnung oder Alters-WG sei im hohen Alter aber sehr gering.

Dass die Gestaltung des öffentlichen Raums künftig mehr durch die Brille Älterer gesehen werden muss, spricht sich in den Kommunen langsam herum. In Wien wird 2040 rund ein Viertel der Bevölkerung über 60 Jahre alt sein. Die Seniorenbeauf-



Für immer mehr Frauen gehören Kinder nicht zum angestrebten Lebensentwurf. In ganz unterschiedlichen Ländern zeigt sich ein rasanter Rückgang der Fertilität.

IMAGO STOCK/POPE VA WWW.IMAGO

tragte der Stadt, Sabine Hofer-Gruber, hat eine Seniorenstrategie für die Stadt initiiert. „Wenn man Verbesserungen für Ältere durchsetzt, kommt das allen Generationen zugute“, sagt sie. Eignet sich ein Gehweg gut für einen Rollator, gelte das ja auch für einen Kinderwagen.

Eines der ersten Themen, denen sich Hofer-Gruber in ihrer Funktion schwerpunktmäßig widmete, war Einsamkeit. Verursache Überalterung mehr einsame Menschen? „Ich fürchte, ja“, sagt Hofer-Gruber. Sie wolle aber ein positives Bild vom Alter zeichnen – zumal eine positive Einstellung die Lebenserwartung steigern. „Altwerden darf man nicht immer nur mit Defiziten darstellen“, sagt sie.

Selbiges fordern andere in Bezug auf das Kinderkriegen. Die Geburtenrate sei eine Frage des Mindsets, sagt etwa Mazal. „Alle Beteiligten – die Politik, die Medien – müssen aufhören, über Angst zu kommunizieren“, fordert er. „Man muss nichts schönreden. Aber man soll auch die schönen Dinge nicht verschweigen.“

Plädoyer für ein Leben mit Kindern

Kinder sind viel mehr als ein Kostenfaktor, sie bereichern das Leben auf unperfekte Art

Petra Stuiber

In den 1970ern waren sie nicht so heikel, was die Psyche von uns Kindern betraf: „Du machst uns arm!“ war damals ein geflügeltes Wort, das meine Schulkolleginnen und ich von unseren Eltern hörten, wenn wir „ausgefallene“ Wünsche äußerten: einen Kassettenrekorder, zum Beispiel. Oder ein neues Paar Ski. Dass Kinder viel Geld kosten, sagte man damals durchaus unverblümt, auch wenn es passte, den eigenen Kindern – gleich, ob diese sich darob kränkten oder nicht. Dabei waren das die Kreisky-Jahre, mit neuen sozialen Segnungen für Familien und die arbeitende Bevölkerung in Hülle und Fülle.

Viele der damaligen Sozialleistungen, etwa die „Heiratsbeihilfe“, gibt es heute nicht mehr. Dennoch zahle der österreichische Staat für jedes Kind durchschnittlich 82.000 Euro an Transferleistungen bis zum 18. Lebensjahr – exklusive Schulbildung und Kinderbetreuungsplätze, wie der Arbeits- und Sozialrechtler Wolfgang Mazal kürzlich im STANDARD vorrechnete. Das reicht nicht, um „Kinderkosten“ zur Gänze abzudecken. Aber warum sollte es auch?

Wenn Menschen ihre Familie vergrößern, rechnen sie mit Ausgaben. Aber sie sollten nicht nur rechnen. Kinder sind viel mehr als ein Kostenfaktor. Viele tun das aber: Die Fertilitätsrate in Österreich sinkt kontinuierlich, derzeit liegt sie bei rund 1,3 Kindern pro Frau. Die Hauptgründe dafür sind, grob zusammengefasst, wirtschaftliche und globale Unsicherheit. Die gab es übrigens in den 1970er-Jahren auch, mit Energiekrise, Ölpreisschock und Kaltem Krieg.

Hat nun etwa gar ÖVP-Familienministerin Claudia Bauer recht, wenn sie darauf pocht, dass junge Leute doch bitte nicht zu viel nachdenken, sondern einfach Kinder kriegen sollen, weil das „etwas Schönes“ ist? Vorausgesetzt übrigens, diese jungen Leute sind autochthone Österreicherinnen und Österreicher – denn Kinderzuzug aus dem Ausland sieht dieselbe Ministerin gar nicht gern.

Bauer hat einen Punkt, wenn sie darauf verweist, dass die Entscheidung pro oder kontra Kind nicht allein aufgrund finanzieller Erwägungen stattfinden sollte. Sie schießt freilich völlig übers Ziel hinaus, wenn sie glaubt, sie, die Politikerin, dürfe (vor allem) Frauen Tipps ge-

ben, wie sie ihr Leben gestalten sollen. Noch dazu, wo sich gerade die ÖVP traditionell eher schwer damit tut, Kinder nicht als hauptsächliche Angelegenheit von Müttern zu sehen. Ganz zu schweigen davon, dass sich konservative Bürgermeister teils bis heute gegen Ganztagskindergärten in ihren Gemeinden wehren.

Was aber kann Menschen nachhaltig pro Nachwuchs motivieren? Gezielte Fördermaßnahmen stellen, das zeigen Untersuchungen, nur ein kurzfristiges Plus in der Statistik her. Es hakt vielleicht woanders: Die so viel gescholtene

Gen Z, die angeblich nur an ihrem eigenen Wohlbefinden interessiert ist, ist ganz anders, als viele denken. Sie hat, mehr als andere Generationen vor ihr, den Wunsch und das Bestreben, alles möglichst perfekt zu machen.

Perfektion ist aber das Gegenteil von Leben mit Kindern. Es ist chaotisch, improvisiert, Erziehung funktioniert oft genug spontan statt geplant. Es ist laut, klebrig, schlafräuhend, mühsam – und teuer. Und trotzdem. Kinder sind toll. Die Gen Z sollte versuchen, daran zu glauben. Trotz Claudia Bauers Grenzüberschreitung.

Kommentar zu
Zukunft ohne Kinder
23.5. Der Standard